

Stadtgarteln – Gutes Leben unter widrigen Bedingungen.

Andrea Heistinger, Vortrag 13.Jänner 2014 im Rahmen der Veranstaltung „Über.Lebenskunst der Frauen“.

Vielen Dank für die Einladung zur heutigen Veranstaltung

Was darf ich Euch und Ihnen nun heute präsentieren und zur Diskussion stellen?

Heute geht es um das im Jahr 2012 erschienene Buch „Handbuch Bio-Balkongarten“. Das Buch entstand als Reaktion auf die zahlreichen Anfragen im Verein Arche Noah, wie man denn auch in der Stadt und auf kleinen Flächen Gemüse anbauen könnte. Das Handbuch Bio-Balkongarten war das dritte Handbuch, das ich mit und für den Verein Arche Noah verfasst habe. Wie auch bei den anderen beiden Büchern war es uns wichtig, dass die beschriebenen Anbauanleitungen erstens erprobt sind und dass sie zweitens ein breites Spektrum an Erfahrungen und damit Handlungsmöglichkeiten dokumentieren. Das Erfahrungswissen, das wir im neuen Buch in Form von einleitenden Kapiteln, Gartenporträts und Kulturanleitungen wiedergeben, basiert auf dreierlei Recherchesträngen: Eigenen Anbauversuchen im Schaugarten der Arche Noah, die ich konzipiert und mit den Gärtnern und Gärtnerinnen des Vereins angelegt und betreut habe, Beiträgen von Mitgliedern des Vereins, und meinen Recherchereisen nach London, Amsterdam und Wien. Die Gärten, die ich hier besucht habe, stehen im Folgenden im Zentrum meiner Ausführungen. Für die Recherchen für dieses Buch habe ich 22 verschiedene „Urban Gardens“ in Wien, Amsterdam und London besucht: Menschen, die ohne „eigenen“ Garten Nutzpflanzen anbauen. Im Hinterhof, in Parks, auf Flachdächern, Dachterrassen, in Baulücken, am Fensterbrett oder am Balkon. Gemeinsam oder alleine, als Garten, der auch als Bühne und Versammlungsort für politische oder kulturelle Veranstaltungen dient, als – zumindest teilweiser – kommerzieller Garten oder als Garten für die Nachbarschaft, mit oder ohne der Unterstützung der Gemeinde- oder Stadtteilsverwaltungen oder gar gegen der Willen. Wie gesagt, ich

war auf Recherchereise für unser Buch unterwegs, im Zentrum standen daher folgende Fragen: Wie können so anspruchsvolle Pflanzen wie es unsere Gemüse

sind im meist unwirtschaftlichen städtischen Raum kultiviert werden? Welche Gemüse, Kräuter und Obstarten gedeihen? Wie kommt die Erde in den Topf? Wie wird gedüngt und gegossen? Welche Gefäße eignen sich? Welche sind lokal verfügbar und günstig und können auch allgemein empfohlen werden. Ziel der Recherche war es, die Ergebnisse so zu dokumentieren, dass sie Eingang ins Buch finden können, die einzelnen Erfahrungen miteinander zu vergleichen und weitere Fragen, die sich daraus ergeben, stellen zu können. Es ging also vordergründig um Fragen des Anbaus und der Kulturtechniken, die die neuen urbanen Gartenbewegungen hervorgebracht haben. Für den Vortrag heute habe ich meine Notizen zu den einzelnen Gärten und den Menschen, die sie angelegt haben und nutzen, noch einmal durchgesehen. Durchgesehen mit einem Blick auf unsere heutige Fragestellung: Können Gärten in der Stadt einen Beitrag dazu leisten, dass Menschen in Krisen-Zeiten selbstbestimmter leben können?

Bevor ich nun zum Thema des Gärtnerns in der Stadt komme, einige Bemerkungen zu unserem gemeinsamen Thema heute – dem Thema der Resilienz. Dieses Schlagwort kann man bald als neuen „Modebegriff“ verstehen. Allerortens ist von Resilienz die Rede. Zukunftsforscher und Ökonomen verwenden ihn gleichermaßen wie Ökologen. Ich möchte kurz darauf verweisen, woher dieser Begriff ursprünglich stammt – aus der Familientherapie- und Familienberatung. Den Therapeuten fiel auf, dass es in Familien, die zerrüttet waren – also etwa Mutter verstorben, Vater alkoholkrank – sich so manche Kinder trotzdem gesund entwickelten, selbst stabile Familien gründeten oder einer kontinuierlichen Arbeit nachgingen. Dieses Gedeihen unter widrigen Bedingungen bezeichnet hier das Leben als Prozess der Bewältigung von Krisen. Der Soziologe und Familientherapeut Bruno Hildenbrand meint etwa, dass Menschen für gewöhnlich in der Lage seien, mit Widerständen umzugehen und auch unter schwierigen Umständen ihre Autonomie zu bewahren. Er meint, dass Menschen damit bereits begonnen hätten, als sie aus dem Paradies vertrieben wurden. Seit der Vertreibung aus dem Paradies sei die Krise – und nicht die Routine – der Normalfall menschlichen Lebens! Der Mensch sei

durch eine Tendenz zu aktiven schöpferen Bewältigung gekennzeichnet, je schwieriger dabei die Bedingungen wären, desto größer sei die Chance, dass schöpferisch gehandelt würde.

Was hat dies nun mit dem Stadtgärtnern zu tun?

Die Motive des Gärtnerns, die verschiedenen Bedeutungen für Menschen – sei es individuell, aber auch als Gruppe – sind in verschiedenen Disziplinen beschrieben und in den letzten Jahren intensiv diskutiert worden. Allen voran sind hier die Arbeiten der Soziologin Christa Müller und der Stiftung Interkultur zu nennen, für die sie tätig ist; insbesondere das von ihr im Jahr 2010 herausgegebene Buch „Urban Gardening“. Ebenfalls die umfangreichen Arbeiten der Soziologin Elisabeth Meyer-Renschhausen zu community Gardens in New York und Berlin und oder aus philosophischer Sicht die Arbeit von Ursula Taborsyk („Naturzugang als Teil des Guten Lebens“). Um uns genügend Zeit für die Diskussion zu lassen, beschränke ich mich auf jene Beispiele, die aus meiner Sicht prototypisch für einen Aspekt unserer Fragestellung der Resilizen, also des Gedeihens unter widrigen Bedingungen stehen.

Widrigkeit 1: mit der Unplanbarkeit umgehen – begrenztes „Bleiberecht“

Neue Urbane Gärten als mobile Nachbarschaftsgärten

In vielen Nachbarschaftsgärten, die wir besucht haben, wurde in Gefäßen und Hochbeeten gegärtnert. Dies hat unterschiedliche Gründe: Weil der Boden mit Asphalt oder Beton versiegelt ist, weil der Boden bekanntermaßen oder vermuteterweise mit Schwermetallen und anderen Giften kontaminiert ist oder weil der Garten mobil bleiben soll. Das bekannteste Beispiel dafür ist vermutlich der Prinzessinnengarten am Berliner Moritzplatz. Hier wird in zweilagig übereinander gestapelten Bäckerkisten gegärtnert, die nach dem Hügelbeetverfahren befüllt sind. Ein Garten, den ich auf meiner Recherchereise besucht habe, ist der Nachbarschaftsgarten in Zaandam, einem Vorort von Amsterdam. Hier wachsen Gemüse, Erdäpfel und Beeresträucher in großen Obstkisten. Die Hochbeete sind ehemalige Tulpencontainer und Großfruchtsteigen, in denen Obst aus Südamerika

importiert wurde. Sie waren erstens günstig (€ 45.-/Stück) und sind zweitens mobil. Denn wie lange der Garten hier auf dem Grundstück, das einer Bank gehört, bleiben kann, ist ungewiss. Für den Fall einer notwendigen Übersiedlung lassen sich die

Beete einfach mit einem Gabelstapler an einen neuen Ort transferieren, ohne, dass man sie zerlegen oder entleeren muss.

Widrigkeit 2: Fremd sein in einer neuen Stadt – Gärten in der Stadt als Ort des Ankommens und des Netzwerke Knüpfens

Ich besuche die Spitalfields City farm in London. Dass hier jemand wirklich weiß, wie man Gemüse anbaut, sieht man auf den ersten Blick. Anders als in anderen urbanen Gärten, wächst hier das Gemüse üppig und ertragreich. In Hochbeeten, Töpfen und in zwei Folientunnels, in denen hauptsächlich exotisches Gemüse angebaut wird: Blattamaranth und Helmbohnen, Kalebassen-Kürbisse und Koriander. Die Frau, die hier seit 10 Jahren für den Gemüseanbau zuständig ist, ist Lutfun. Wie man gärt, hat sie zu Hause gelernt. In ihrer Heimat Bangladesch hatte jede Familie einen Gemüsegarten. Rund um die Spitalfields City Farm lebt eine große Community aus Bangladesch. Der Garten wurde in den letzten Jahren zum Treffpunkt für ältere Frauen aus Bangladesch, die seit ihrer Pensionierung wenige Kontakte in der neuen Heimatstadt London haben.

Widrigkeit 3: Neue urbane Gärten als von der Stadtteilsverwaltung initiiertes „Projekt“

Im Amsterdamer Stadtteil „Nieu West“ findet in der Woche, in der wir für unsere Recherche in der Stadt sind, das Eröffnungsfest eines Gemeinschaftsgartens statt. Vom Garten und dem Fest hat uns eine junge Gärtnerin erzählt, die im Gartengeschäft „Urban Green“ arbeitet. Mit der Projektverantwortlichen haben wir einen Termin ausgemacht, den sie aber unmittelbar vor dem Treffen absagt (Nebenbemerkung: Es ist im Laufe unserer Recherche die einzige Termin der von einem Gesprächspartner/einer Gesprächspartnerin, der nicht zustande gekommen ist. Meistens war das Gegenteil der Fall und die Zeit wurde zu kurz oder es gesellten sich noch weitere Menschen zu einem Gespräch). Bei unserer Ankunft

auf dem Platz, der uns angegeben wurde, sind wir zunächst nicht sicher, ob wir uns nicht verlaufen haben. Auf der einen Seite des großen Platzes wachsen Rosen und Stauden. In der Mitte des Platzes steht eine große Bühne, Musik dröhnt aus den Lautsprechern. Auf der Bühne zwei Clowns, die verschiedene Kinder aus dem

Publikum zu sich auf die Bühne rufen. Diese bekommen jeweils einen kleinen Preis überreicht. Sie haben beim Animationsprogramm einen Preis gewonnen. Auf der anderen Seite des Platzes stehen auf einer Rasenfläche lose verteilt Hochbeete. Diese Beete stehen jeweils mit großen Abstand (circa 10 Meter) voneinander entfernt und sind relativ groß (circa 4 x 2 Meter). Die Beete stehen in Reih und Glied. Wir scheinen also doch richtig zu sein. Bei einem einzigen Hochbeet sitzt eine Frau auf einem Sessel. Dem festlichen Treiben sieht sie relativ unbeteiligt zu. Wir gehen auf sie zu und fragen sie, ob wir hier richtig sind. Es stellt sich rasch heraus, dass sie türkisch und holländisch, wir deutsch und englisch sprechen. So verständigen wir uns mit Händen und Füßen. Sie zeigt uns ihre Pflanzen, Tomate, Paprika und viele Blattgemüse. Die meisten kenne ich (Kresse, Ampfer, Minze, Mangold, Mizuna), einige wenige sind mir unbekannt. Sie erzählt, dass sie aus der Türkei kommt, schon länger in Amsterdam lebt und keinen eigenen Garten hat. Heute ist sie hier, nicht um beim Fest dabeizusein, sondern um ihr Beet zu bewachen, damit die Kinder und vielen Feiernden, die heute hier sind, nicht ihr Gemüse ernten oder das Beet zerstören. Diese Sorge erscheint uns nicht ganz unangebracht. Die anderen Beete sind zum Teil bunt bemalt und alle bei weitem spärlicher bepflanzt als ihres. Bei unserem Abschied erntet sie noch allerhand Blattgemüse und drückt es mir in die Hand. Ich bin etwas verlegen, da sie wie ich verstanden habe, eine große Familie hat und ihr kleines Beet ohnehin nicht so viel abwirft. Ich versuche ihr zu erklären, dass wir in unserer bed & bredfest-Unterkunft gar keine Küche haben. Sie zeigt auf meinen Bauch – im bin im 6. Monat schwanger – und meint, dass dies für mein Baby sei.

Widrigkeit 4: Die Stadt als Ort des Konsums – Neue urbane Gärten als kommerzfreier Begegnungsraum

Gänzlich anders funktioniert ein ebenso von einer Bezirksverwaltung initiiertes Gemeinschaftsgarten in Londoner Stadtteil Hackney. Der Dalston Eastern Curve

Garden besteht bei unserem Besuch seit zwei Jahren. Er entstand auf dem Freigelände eines Supermarktes, geplant von einem Landschaftsarchitektur-Büro J+L Gibbons in Zusammenarbeit mit einem Architekturbüro muf architecture. Der Garten wurde – im Auftrag der Bezirksverwaltung – gemeinsam mit vielen Menschen

aus der Umgebung geplant und angelegt. Dies erzählt uns Judith, eine junge Schauspielerin, die als Volunteer tageweise den Garten betreut. Der Garten ist Treffpunkt für viele Menschen aus der näheren Umgebung, denn nicht kommerzielle Freiräume sind rar in Dalston. So entstand auf der relativ kleinen Fläche ein gut strukturierter Raum, der vielseitig genutzt wird: Zum Anbau von Gemüse und Kräutern, als Ort der Wissensvermittlung – zum Beispiel für Gärtnern in der Stadt, ein Kurs der gerade abgehalten wird, als wir kommen – aber auch für „African Tango picnics“ und andere Konzerte. Der Garten ist ganzjährig geöffnet, ein Team von Volunteers betreut den Garten und die zahlreichen BesucherInnen. Der Dalston Eastern Curvegarden ist einer der wenigen Orte im Stadtteil, wo Kinder auch ohne Begleitung ihrer Eltern herumtoben können – ohne Eintritt zu zahlen oder Mitglied in einem Club zu sein. Gerade aus diesem Grund wurde der Garten bereits mit zahlreichen Design-Preisen ausgezeichnet.

Schauplatzwechsel: Wir treffen die Konzeptkünstlerin Natascha Hagenbeck, die im Stadtteil Amsterdam West einen Gemeinschaftsgarten initiiert hat. Mit ihrer Projektidee gewann sie eine lokale Wahl der Stadtteilverwaltung, bei der Bewohnerinnen des Viertels ein Bürgerbeteiligungsprojekte einreichen konnten. Der Garten entstand im – von der Straße nicht einsichtigen und nicht zugänglichen – Innenhof eines Wohnblocks. Die Fläche diente bis vor zwei Jahren als Garten einer mittlerweile geschlossenen Kinderbetreuungsstätte. Die Stadtteilverwaltung unterstützte das Projekt mit dem Ankauf von 14 Bigbags Erde, Kompost und Mist und ließ auch die Bodenplatten entfernen, die sich nun am Rand des Innenhofs türmen. Die Fläche gehört der Stadtteilverwaltung, die Natascha und ihren Mitgärtnerinnen und Mitgärtnern die Fläche zunächst für ein Jahr zur Verfügung gestellt hat. Die Fläche besteht – wie überall in Amsterdam – ausschließlich aus Sand. Natascha erzählt, dass kaum jemand, der hier gärt, bereits Gartenerfahrung hat. Die Fläche ist in zehn Gartenparzellen unterteilt, die in Summe

von 17 Menschen aus der Nachbarschaft bebaut werden. Einer der Gärtner ist auch Imker. Natascha hatte die Idee für die Nachbarschaft, sie erzählt, dass sie auch als Künstlerin an der Frage interessiert war, wie Leute in der Stadt „authentisch“ bleiben können. Für sie ist es sehr wichtig „Urban Gardening“ zu visualisieren. Ihre Idee ist daher, einige Produkte aus dem Garten auch in einem eigenen kleinen Geschäft in

der benachbarten Geschäftsstraße zu verkaufen. Sie erwartet sich dadurch keine großen Einnahmen, sondern sieht das Geschäft als Möglichkeit zu zeigen, welche Produkte mitten in der Stadt erzeugt werden können.

Widrigkeit 5: In der Stadt gibt es keinen Mist. Oder: Regenwurmkompost. Der beste Dünger ist auch der, den man selbst mitten in der Stadt selber herstellen kann

Für mich war ein Ergebnis besonders überraschend: Fast überall dort, wo die Gemüsepflanzen gesund und wüchsig waren, wurde mit Regenwurmdünger gedüngt. Die Methode, aus Küchenabfällen mit Hilfe von Regenwürmern, genauer Kompostwürmern Dünger herzustellen, ist nicht neu, und wurde von vielen urbanen Gärtnerinnen und Gärtnern aufgegriffen. Barbara Kriegl, die auf ihrer Terrasse in Wien viele Gemüse – darunter auch Starkzehrer wie Tomaten oder Stangenbohnen – erfolgreich anbaut, düngt die Gefäße auf ihrer cirka 15 m² großen Terrasse ausschließlich mit dem selbst hergestellten Wurmhumus. Diesen stellt sie in einer selbst konstruierten Wurmbox her: Sie hält die Würmer in einem Maurertrög, gefüttert werden sie mit den Küchenabfällen des Zwei-Personen-Haushalts und was direkt auf der Terrasse an Blättern anfällt. Die Erde in den Trögen nutzt sie auf diese Art gedüngt schon seit vielen Jahren – was sonst nicht möglich wäre. Zudem erspart sie sich das Entsorgen des Bio-Abfalls. Auch Martin Schober düngt sein Balkon-Beet mit Regenwurmkompost. Auch er hat seine Wurmbox selbst hergestellt. Die aus Brettern gefertigte Box dient zugleich als Sitzbank. Auch am üppigen Gemüse-Balkon von Marc Ridsdill-Smith wird mit Wurmhumus gedüngt, der in einer aus Holzplatten gefertigten kleinen Wormery gewonnen wird. Eine besonders einfache Möglichkeit der Wurmkompostierung lerne im Swomp-Garten in Amsterdam kennen:

Vortrag von Andrea Heistinger „Stadtgarteln – Gutes Leben unter widrigen Bedingungen“, Linz, 13.1.2014, Veranstalter: Grüne Bäuerinnen und Bauern

Ein Plastikrohr ist cirka 30 cm tief in der Erde, direkt im Beet vergraben und ragt cirka 40 cm aus dem Beet heraus. Oben ist ein Blumentopf übergestülpt, damit es nicht hineinregnen kann. Hier düngen die Regenwürmer die Gemüsepflanzen direkt im Beet.

Widrigkeit 6: Gärtnern ohne Geld → DIY-Gefäße. Recycling, Um- und Zwischennutzung als Pflanzgefäß

Auf Balkonen oder Dachterrassen wird meistens in Gefäßen gegärtnert. Nur selten sind Pflanztröge baulich fix auf der Terrasse verankert. Die Gärtnerinnen und Gärtner sind hier besonders erfinderisch. Die neuen Kulturen des Selbermachens bringen hier eine Fülle von verschiedenen Gefäßen hervor. Am Dach eines Dupermarktes in London wird in den Altstoff-Sammelboxen aus Kunststoff Gemüse angebaut. Diese stellte die Stadtteils-Verwaltung zur Verfügung. Viele Gefäße können zu Pflanzgefäßen umfunktioniert werden. In Gärten, wo zu ebener Erde gegärtnert wird, sind Badewannen besonders beliebt. Sie haben ein großes Fassungsvermögen und auch gleich ein Abflussloch eingebaut. Mark Ridsdill Smith hat sich einige Pflanzgefäße für seinen Balkon aus alten Brettern vom Sperrmüll gebaut. Als Abdeckung dient der durchsichtige Kunststoff-Deckel einer nicht mehr funktionierenden Stereo-Anlage. Grundsätzlich fällt mir auf: Viele Gefäße bewähren sich und stellen sich als äußerst praktikabel heraus. Was vorher schlicht und einfach auf dem Müll gelandet wäre: Milch-Tetra-Packungen, um darin Schnittlauch anzubauen oder Joghurtbecher, um darin Jungpflanzen zu ziehen.

Widrigkeit 7: Kein oder nur wenig Gießwasser. Bewässerungsmethoden neu entwickeln

Gerade, wenn in Gefäßen gegärtnert wird und Menschen nicht immer in den Garten können, kann Wasser schnell zur Mangelware werden. Im Gemeinschaftsgarten Swomp weist ein Schild darauf hin, dass doch der eine oder die andere, der gerade vorbeikommt, einen Apfelbaum gießen möge. Auch das Aufbringen einer Mulchschicht kann bekanntlich den Wasserverbrauch stark eindämmen. In der Stadt sind diese nicht immer so leicht erhältlich – wo bekommt man schließlich Grasschnitt oder Stroh her? Im Swomp-Garten in Amsterdam ist man daher auf Zeitungen als Mulchschicht ausgewichen, die mit Schnüren befestigt werden. Besonders beeindruckt hat mich ein Bewässerungstechniken: Mark Ridsdill-Smith hat ein vollautomatisches Bewässerungssystem gebaut, das einen Teil der Gefäße

bewässert: In einer Regentonne wird das Dachwasser gesammelt, die Tonne ist mit einem Gefäß verbunden, in dem eine Klospülung den Zufluss zu den Selfwatering-Containern regelt. Diese Self-Watering-Container haben ein eingebautes Wasserreservoir, das immer dann automatisch wieder befüllt wird, wenn der Wasserstand gesunken ist.

Eine abschließende Betrachtung: In vielen Städten Europas fangen Menschen neu zu gärtnern an. Schließen sich in Nachbarschaftsgärten zusammen, legen „Guerilla Gardens“ an, pflanzen „Hinterhofgemüse“. Die Menschen, die in der neuen urbanen Gartenbewegung zusammenfinden und gärtnern, bringen andere Hintergründe mit als dies im Erwerbsgartenbau oder den bereits etablierten Formen des Gärtnerns in der Stadt – zum Beispiel den Schrebergärten – der Fall ist. Meine These ist, dass durch ihren „Quereinstieg“ ins Gärtnern zwar auf der einen Seite das Potential des Scheiterns größer ist, auf der anderen Seite aber auch das Potential, neue Anbau-, Bewässerungs- oder Düngermethoden, also neue Kulturtechniken zu entwickeln, die über die einzelnen Anbauflächen hinaus eine Bedeutung haben können.

Die Frage, die sich mir immer mehr aufdrängt: Das Stadtgarten als „Modeerscheinung“ zu sehen, trägt den vielen Bewegungen nicht Rechnung. Es geht aus meiner Sicht, um die Frage, wie das Gärtnern in der Stadt langfristig gesichert werden kann. Also darum, wie man in der Stadtentwicklung Flächen sichern kann, die langfristig Gartenland bleiben können. Beispiele dafür gibt es viele, etwa Schrebergärten.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!